



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

jüdischen, sondern auch in sehr germanischen Kreisen. Es sind allgemeine Übelstände, an denen zwar die Juden einen hervorragenden Anteil haben, die aber nicht in ihnen, sondern in einer schlechten sozialen Blutverteilung ihren Grund haben, und die nicht mit den Juden, sondern erst dann beseitigt sein werden, wenn diese schlechte Blutverteilung in unserm Volkskörper geheilt ist, wenn der Mittelstand wieder erstarkt ist, und wenn endlich dem weitem Zerfall unsers Volks in wenige Besitzende einerseits und eine Unzahl Besitzloser andererseits Einhalt geboten ist.

Verbot der jüdischen Einwanderung einerseits und Hebung des Mittelstandes durch soziale, von jeder gehässigen Ausnahmebestimmung freie Reformen andererseits — das muß die Parole sein, unter der die konservative Partei wieder volkstümlich werden, kämpfen und siegen wird. Bei der Durchführung dieses Programms wird sie sicher mit den sogenannten Freikonservativen und den Nationalliberalen in unversöhnliche Feindschaft geraten, wahrscheinlich auch der jetzigen Regierung gegenüber in scharfe Opposition treten müssen. Möge sie sich dadurch nicht beirren lassen! Das Kartell ist tot, die Mittelparteien sind ratlos, ohne feste Grundsätze, in sich gespalten und in voller Auflösung begriffen, und die gegenwärtige Regierung lebt, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Herrn Miquel, aller höhern Gesichtspunkte bar, in sozialpolitischen Dingen durchaus von der Hand in den Mund. Der soziale Bismarck ist noch nicht gekommen; aber er wird kommen, weil er kommen muß, und es ist die Aufgabe der konservativen Partei, d. h. der wahrhaft konservativen Partei, die den Konservativismus nicht für gleichbedeutend hält mit Regierungsfreundlichkeit um jeden Preis, für ihn und für die von ihm durchzuführende Sache der Volkserneuerung den Boden zu bereiten.



Litteratur

Briefe Thomas Carlyles an Barnhagen von Ense aus den Jahren 1837 bis 1857. Übersetzt und herausgegeben von Richard Preuß. Berlin, Gebrüder Paetel, 1892

Die Briefe Carlyles an Barnhagen von Ense, die hier gesammelt erscheinen, sind im Verein und Zusammenhang mit andern Zeugnissen der unablässigen Bestrebungen des großen englischen Schriftstellers, deutscher Geschichte und deutschem Geistesleben gerecht zu werden, sicher nicht ohne Wert. Es geht im ganzen eine schöpferische und freie Erkenntnis des eigentlichen Kerns deutschen Wesens durch sie hindurch, eine Erkenntnis, die sich gleich in dem ersten Briefe vom 31. Dezember 1837 in dem Satze offenbart: „Der deutsche Stamm ist jetzt offenbar in der Erhebung; es scheint, als ob er bestimmt sei, den größten Teil des Erdkreises einzunehmen und einige Zeit zu beherrschen! Tapferkeit, ihre charakteristische Eigenschaft nach Goethe, verdient es.“ Gewiß haben, außer einer Reihe von geistvollen Bemerkungen und Urteilen, die Mitteilungen Carlyles über seine Arbeit an dem Buche „Friedrich der Große,“ über „das qualvolle Ringen mit der Fremdartigkeit des Stoffes, mit dem beständigen Mangel an Büchern und Forschungsmaterial aller Art, mit den Bedenken, die ihm aus der räumlichen Entfernung von den Schauplätzen der zu schildernden Begebenheiten erwachsen,“ für deutsche Leser ein ganz besonderes Interesse. Gleichwohl bleibt der schließliche Eindruck geteilt. Mit

der Tapferkeit und heldenmütigen Hingebung, die Carlyle der Biographie König Friedrichs als einer „gewaltigen Sache“ widmet, kontrastirt die launische Eile, die Ungeduld und die verwöhnte Reizbarkeit, die er auf seinen flüchtigen deutschen Reisen zeigt, gar zu empfindlich. Und wenn man sich auf der einen Seite freuen muß, daß er dem jetzt ebenso unterschätzten und beschimpften als seiner Zeit überschätzten und umschmeichelten Varnhagen unwandelbar geneigt und gerecht bleibt, so finden sich auf der andern Seite verurteilende Aussprüche des genialen Briefschreibers über Erscheinungen und Bücher, die etwas mehr wert sind, als Varnhagens „Denkwürdigkeiten“ und „Biographische Denkmale.“



Schwarzes Bret

Zu derselben Zeit, wo der in voriger Nummer abgehandelte Koburger eine so verblüffende Probe von der Unwissenheit unsrer vulgären Theaterkritik gegeben hat, teilte die Leipziger Zeitung einen Fall mit, der ein bezeichnendes Licht auf eine andre schöne Seite unsrer Berichterstatterwelt wirft: auf ihre Unredlichkeit. In der Nummer vom 19. Dezember stellte das genannte Blatt fest, daß ein Leipziger Musikreferent, Bernhard Vogel, unter dem Namen „Adler“ einen Schmähartikel gegen Lizzt (in M. Hesses Musikkalender) und darauf unter seinem eignen Namen eine Broschüre veröffentlicht hat, die Lizzt so feierte, daß sich der Leipziger Lizztverein bewogen fand, den Verfasser durch einen Ehrensold (!) zu belohnen. Wir nehmen an, daß dieser Fall von Schamlosigkeit vereinzelt dasteht. Die mildern Spielarten der Unredlichkeit sind dagegen in der musikalischen Berichterstattung ziemlich reich vertreten, z. B. die Parteilichkeit aus Haß, aus Liebe, aus Schulsucherei und aus Berechnung. Am häufigsten begegnet man der Flunkerei, einem moralischen Gebrechen, das weniger auf klarer Absicht als auf der Unfähigkeit der Verfasser beruht, den Punkt zu bemerken, wo sie zu lügen anfangen. Die soeben ausgegebne Nr. 6 der „Hamburger Signale“ wirft uns beim flüchtigen Durchblättern folgende zwei Beispiele dafür in die Hand. In einem Bericht über eine Hamburger Aufführung von H. Wagners „Faustouvertüre“ bemerkt der Herausgeber: „Beethoven hat den ersten Satz der neunten Sinfonie im Anschluß an Goethes Faust komponirt,“ als wäre das eine ganz bekannte und ausgemachte Sache. Wenn jemand für Goethes Faust Shakespeares Hamlet einsetzte, hätte er gerade so viel Grund — nämlich gar keinen. Einige Seiten weiter schreibt ein anderer Meister der Windbeutelei über eine Aufführung von Brahms' zweiter Sinfonie im Leipziger Gewandhaus: „Wir waren Zeuge davon, wie vor fünfundzwanzig Jahren diese Sinfonie im Alten Gewandhaus ausgezischt wurde, als statt des üblichen Scherzo ein Walzer erscholl.“ Die fünfundzwanzig Jahre sind falsch (die erste Aufführung fand zu Neujahr 1878 statt), das Zischen ist falsch (es war starker Beifall), und der Walzer ist falsch (die Sinfonie hat keinen). Wahrscheinlich ist auch die persönliche Zeugenschaft des ehrenwerten Herrn Berichterstatters — Flunkerei.

Die gedankenlose Buchmacherei gehört zu den schlimmsten Übeln des gegenwärtigen Litteraturzustandes. Selbst verdiente Schriftsteller und Schriftstellerinnen halten sich nicht frei von der Neigung, die Zahl sinn- und zweckloser Bücher zu vermehren. Da veröffentlicht soeben Frau Thekla von Schöber geb. von Gumpert, die sich als Jugendschriftstellerin einen guten Namen und viele Freunde erworben hat, und der man gern zugestand, daß sie ein Recht hätte, in ihrem Buche „Unter fünf Königen und drei Kaisern“ die unpolitischen Erinnerungen einer alten Frau aufzuzeichnen, Autographen und Erinnerungen (Bremen, 1893,